

Nachgetragene Erinnerung: Uwe Timm, *Am Beispiel meines Bruders* (2003) und Robert Schiff, *Feldpostbriefe. Chronik eines ungebauten Hauses* (1994)

**Silvia Machein,
Sibiu/Hermannstadt**

Abstract: Uwe Timm and Robert Schiff have both written an autobiographical text dealing with the premature death of an elder brother who was a combattant in the Waffen-SS in their childhood. Despite the frappantly similar biographical constellation, there are differences in narrative technique and thematical focus that stem from their respective sociocultural context. The analysis shows that Timm is in many ways a representative author of the German '68 generation that critically reevaluates the attitude of their parents during the national socialist period and points to omissions and falsifications in the oral family history, while the narration of Schiff, an emigrated author born in the pre-war milieu of the German minority of Southwest Romania, is mainly a reconstruction of the impact of big history on his childhood and thus also the effort to conserve the memory of a world that has passed away and to reconcile himself with the experience of loss.

Key words: Uwe Timm; Robert Schiff; memory; Second World War; family history

Motto:

Ich glaube nicht, daß das Leben des Menschen notwendigerweise ein bestimmtes Ziel hat; aber wenn ich an mein Leben denke und an die verschiedenen Ziele, die ich mir bisher gesetzt habe, so erkenne ich nur eines als festumrissen und bewußt an, und es ist gerade dieses, Zeugnis

abzulegen, das deutsche Volk meine Stimme hören zu lassen und dem Kapo, der sich die Hand an meiner Schulter säuberte, dem Doktor Pannwitz, denjenigen, die den Letzten erhängten, und ihren Erben zu ,antworten'. Primo Levi

[...] nach dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts – das sich durch die Verheerung aller zivilisatorischen Leistungen der modernen Menschheit sowie durch nie gekannte Totenzahlen und -verdrängung ausgezeichnet hat – stellt sich die Frage, ob es der Literatur um eine gründliche Erinnerung bzw. ‚Erweckung‘ der zahllosen Toten zu tun sein muss, die sich gegen ein ubiquitäres Vergessen richtet, oder ob es nicht in anderer Weise darum gehen muss, die Toten vor einer Nachgeschichte zu retten, die über sie verfügen und sie für ihre Belange in Anspruch nehmen will, und das heißt, die Toten also – aus welchen Gründen auch immer – dem Vergessen zu überantworten. Eine ganze Reihe von neueren literarischen Texten setzt sich genau mit diesen Schwierigkeiten [...] auseinander, indem die Texte zum einen die Erinnerungs- und Vergessensprozesse selbst reflektieren und zum anderen von den Konsequenzen erzählen, die das Nachleben der Toten für diese selbst und für die Lebenden zeitigt.¹

Die zweite und dritte Nachkriegsgeneration hat sich in der bundesdeutschen Literatur intensiv an den Themen Krieg und Nationalsozialismus und den damit verbundenen Problemstellungen abgearbeitet: die Einordnung der persönlichen in die kollektive Geschichte, Täter- und Opferschaft, Schuld und Verantwortung. In der deutschsprachigen Literatur in Rumänien fand diese Selbstbespiegelung verhaltener und zudem im Kontext des Lebens unter einem kommunistischen Regime statt, welches nun aus der Perspektive der Gegenwart ebenfalls einer Revision unterzogen wird.²

¹ VEDDER 2008: 227f.

² Einen kursorischen Überblick über ausgewählte deutschsprachige Erinnerungsliteratur in Rumänien und das in ihnen zum Ausdruck kommende spannungsreiche Verhältnis zur jüngeren Vergangenheit bieten

In Deutschland sind in den letzten Jahren nach den Kriegskindern nun auch die Kriegsenkel vermehrt in den Blickpunkt sozialwissenschaftlicher und historischer Untersuchungen gerückt. Neuere Ansätze in der Gedächtnis- und Traumaforschung bringen ans Licht, wie als prägend erlebte Ereignisse über Generationen hinweg weitergegeben werden und wie die Nachgeborenen auf diese Weise mitunter zu wörtlich zu verstehen den Resonanzkörpern werden.³ Da eine unmittelbare Zeitzeugenschaft fast 70 Jahre nach Kriegsende immer seltener möglich ist, drängen zugleich auch Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen der Erinnerung, nach Motiven und Modi des Bewahrens und Vergessens in das Bewusstsein. Es kann nurmehr aus zweiter oder dritter Hand Zeugnis abgelegt werden vom einst Geschehenen und von der Erinnerung daran. Die zeitliche Distanz zum Erlebten ermöglicht kritische Reflexion und das Ausdeuten von Leerstellen, die die Überlieferung gelassen hat.

Die beiden autobiographischen Texte von Uwe Timm, geboren 1940 in Hamburg, und Robert Schiff, geboren 1934 in Temeswar, fügen sich in diese historisch-literarische Spurensuche ein und werden von einem ähnlichen Motiv angetrieben: der Erinnerung an einen deutlich älteren Bruder, der, als sie selbst noch Kinder waren, der Waffen-SS beigetreten und nicht mehr aus dem Krieg zurückgekehrt ist. Beide Autoren verband

etwa WITTSTOCK 2009a: 133-152, KONRADT 2003, KEGELMANN 2003, für die siebenbürgische Memorialistik ROTH 2005.

³ Vgl. etwa Hartmut Radebold/Werner Bohleber/Jürgen Zinnecker (Hg.): *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten*. Weinheim, München 2009; Elisabeth Thadden: *Die Kriegskinder sind unter uns*. In: DIE ZEIT Nr. 20/2009; Sabine Bode: *Kriegsenkel: Die Erben der vergessenen Generation*. Stuttgart 2009 und *Die vergessene Generation: Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*. Stuttgart 2004. Zu literarischen Verarbeitungen des Holocaust im Lichte der Traumaforschung vgl. Veronika Zangl: *Poetik nach dem Holocaust. Erinnerungen, Tatsachen, Geschichten*. München 2009.

ein besonders enges Verhältnis zum „Großen Bruder“ (Schiff), beide haben ihren Text erst mehrere Jahrzehnte nach dessen Tod verfasst – Timm explizit aus Rücksicht auf Mutter und Schwester, zu deren Lebzeiten er sich dem belastenden Thema nicht nähern konnte. Der zum Zeitpunkt der Veröffentlichung 63-jährige Temeswarer Autor lässt damit zugleich aus der Perspektive des inzwischen in die Bundesrepublik Ausgesiedelten seine banatschwäbische Kindheit Revue passieren. Die Briefe erhalten hier einen zusätzlichen Wert als persönliche wie historische Dokumente, da sie, seit der Ausreise des Autors von einem Bekannten in dessen Keller aufbewahrt und als auch im Jahre 1994 immer noch riskantes Gepäck am Grenzübergang, vor dem Zugriff der (post-)kommunistischen Staatsmacht in die Gegenwart hinübergerettet werden konnten.

Timm montiert Feldpostbriefe des Bruders und Auszüge aus dem Tagebuch, das dieser über sechs Monate hinweg während seines Russlandeinsatzes geführt hat, sowie Briefe des ebenfalls eingezogenen Vaters an den Bruder mit eigenen Erinnerungen und Reflexionen, Daten und Fakten sowie Auszügen aus und Verweisen auf historiographische Texte, Memoiren und Tagebücher sowie literarische Prosa, darunter auch Holocaustliteratur, zu einem vielstimmigen Text. Auf diese Weise öffnet sich die persönliche Erinnerung in die kollektive Geschichte hinein, wird die Binnenperspektive der Familie auf ein breiteres Spektrum an Sichtweisen hin geöffnet und so auch problematisiert. Wie der Titel deutlich macht, will der Autor die Lebensgeschichte des Bruders und die hiermit verknüpfte Familiengeschichte als exemplarisch verstanden wissen – er erfüllt diesen Anspruch insofern, als hier eine Vielzahl von Themen und Bildern aufgerufen werden, die das kollektive Imaginäre der Deutschen bis heute bewegen.

Dass er dem Leser das Erlebnis eines kohärenten Narrativs der Wahrheitsfindung, das dem Erzählten einen eindeutigen Sinn zuschreibt, verweigern will, davon zeugt die Darstellungs-

weise: Nur die Tagebuchausschnitte, nicht aber die Briefe und die erinnerten Lebensgeschichten der Familienmitglieder sind chronologisch angeordnet, sondern der Text bildet die mäandernde Bewegung des reflektierenden Erinnerns ab. Auslassungen und explizite wie implizite Fragen sprechen die Vorstellungskraft des Lesers an.

In sich geschlossener präsentiert sich die Narration bei Schiff. Die in größerer Zahl vorhandenen Briefe des Bruders Niki, zwischen 1941 und 1944 an der Ost- und später der Westfront verfasst, werden chronologisch in die Erzählung eingefügt, die ebenfalls, von gelegentlichen Rückblenden oder Vorausverweisen abgesehen, weitgehend linear verläuft. Teils aus der Perspektive des Sieben- bis Zehnjährigen, teils als auktoriale Erzählung des Erwachsenen wird der damalige Alltag der Familie nacherzählt und zugleich anschaulich-detailreich das Milieu des Temeswarer Kleinbürgertums geschildert, anhand von Personenporträts, Stadtbeschreibungen und Anekdoten, ergänzt durch gelegentliche Reflexionen und die Wiedergabe der damaligen Gedanken des Erzählers, soweit die Erinnerung dies zulässt.

Arbeit am kommunikativen Gedächtnis

Die Schlüsselbegriffe Erinnerung und Gedächtnis tauchen in beiden Texten bereits zu Anfang auf und setzen den Grundakkord für die Erzählung. Schiff beschreibt den übermächtigen Sog der Erinnerung, in den ihn der Anblick der alten Fotos und der moderige Geruch der Briefe unweigerlich hineinziehen. Die ihm eindrücklichste Erinnerung ist der Anblick des Bruders, wie er, den Rekrutenkoffer in der Hand, die Allee entlanggeht und allmählich dem Blick entschwindet. „Das sehe ich, wenn ich die Augen schließe, auch heute noch genau so, wie einen sich endlos wiederholenden Film“ (61). Auch bei Timm gerät das erste Erinnerungsbild zum Standbild aus einem Film, zur Urszene:

Erhoben werden – Lachen, Jubel, eine unbändige Freude – diese Empfindung begleitet die Erinnerung an ein Erlebnis, ein Bild, das erste, das sich mir eingepägt hat, mit ihm beginnt für mich das Wissen von mir selbst, das Gedächtnis [...]. Dort, das hat sich als Bild mir genau eingepägt, über dem Schrank, sind Haare zu sehen, blonde Haare. [...] An sein Gesicht kann ich mich nicht erinnern, auch nicht an das, was er trug, wahrscheinlich Uniform, aber ganz deutlich ist diese Situation: Wie mich alle ansehen, wie ich das blonde Haar hinter dem Schrank entdeckte, und dann dieses Gefühl, ich werde hochgehoben – ich schwebe. (9)

Diese „einzige Erinnerung“ (9) an den Bruder hat auch eine symbolische Dimension: Der Bildausschnitt – die blonden Haare, die hinter dem Schrank hervorschauen – verweist auf das Auftauchen von Fragmenten aus den im Unterbewusstsein gespeicherten Erinnerungen, als durch Sinneseindrücke ausgelöste *mémoire involontaire*, die sich spontan vollzieht. Dieses frühe Erinnerungsbild ist positiv besetzt und hat für den Erzähler identitätsstiftenden Charakter. Zugleich wird aber auch bereits hier die Lückenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses deutlich – das Meiste, was er vom Bruder weiß, stammt aus Erzählungen anderer, und diese sind, wie sich zeigt, häufig widersprüchlich.

Von Beginn an wird deutlich, dass das Leben des Erzählers durch die ihm vorangehenden männlichen Familienmitglieder bestimmt ist⁴. Der Bruder Timms war nach seinem Ableben umso mehr präsent, „in der Trauer der Mutter, den Zweifeln des Vaters, den Andeutungen zwischen den Eltern.“ (10) Die Idealisierung des Bruders durch die Eltern, die die Schwester vernachlässigten

⁴ Eine ähnliche autobiographische Konstellation schildern Hanns-Josef Ortheils *Abschied von den Kriegsteilnehmern* (1992) – der Erzähler arbeitet seine Beziehung zu den im Krieg gebliebenen Brüdern und dem inzwischen auch verstorbenen Vater auf – und Hans-Ulrich Treichels Erzählung *Der Verlorene* (2000), in der es um den ältesten Bruder geht, der als Kleinkind auf der Flucht aus Ostpreußen zurückgelassen wurde.

und ihn selbst als nicht ernst zu nehmenden „*Nachkömmling*“ (10) wahrnahmen, ließ den Erzähler schon damals den Schluss ziehen, es wäre dem Vater lieber gewesen, wenn es ihn anstelle des Bruders getroffen hätte (20). „Der Bruder, das war der Junge, der nicht log, der immer aufrecht war, der nicht weinte, der tapfer war, der gehorchte. Das Vorbild.“ (21) „Es waren wörtliche Festlegungen, und sie werden es auch für ihn gewesen sein.“ (17)

Die Zeugnisse des Bruders sind für beide Erzähler Prätexte, mit denen sie in Dialog treten⁵ – sie verweisen auf die Vergangenheit als etwas Vorgängiges, durch das der Nachgeborene wesentlich geprägt ist, ja definiert wird. Insbesondere bei Timm leitet sich daraus seine eigene Position innerhalb der Familie wie auch als Vertreter einer bestimmten Generation und ihres Blicks auf die Zeitgeschichte ab. In einer tastenden Erzählbewegung reflektiert der Erinnernde über sich selbst, den Bruder und die familiären Verhältnisse. Was hat Karl Heinz als Panzerpionier der Totenkopfdivision erlebt? In wie weit war er in Verbrechen der Wehrmacht verstrickt? Was hätte er getan, wenn er der Wachmannschaft in einem Konzentrationslager zugeteilt worden wäre? Wie würde er heute seine Zeit als Soldat beurteilen, hätte er überlebt? Und wie sah er sich schließlich selbst jenseits der familiären Zuschreibungen?

Wie die eigenen Erinnerungen des Erzählers so erscheinen auch die Tagebuchauszüge und Briefe als unvollständige Zeugnisse. Sie sind als eingeschobene Fragmente markiert, typographisch herausgehoben aus dem übrigen Textkörper, und sie sind Fragmente auch deshalb, weil deutlich wird, dass sie nur einen Ausschnitt des Geschehens dokumentieren, der durch die subjektive Sicht des Schreibers und sein Verhältnis zum Adressaten bestimmt ist. So stellt der heute Lesende fest, dass nichts über Kampfhandlungen oder die Gefangennahme von Russen

⁵ Schiffs Text hatte als Arbeitstitel *Zwiesgespräche mit der Feldpost* (LAUER 1995: 77); vgl. auch SCHIFF 1994: 210f.

berichtet wird, dass er selbst als kleiner Bruder offensichtlich nichts von der Verwundung erfahren sollte. Auch wenn dies zu einem Teil der Zensur geschuldet sein mag und die generelle Knappheit daher rühren mag, dass es verboten war, als Soldat Tagebuch zu führen, so fällt ihm doch auf, dass hier von einem ungeübten Schreiber trotz der dramatischen Umstände relativ starr die Konventionen des Briefeschreibens eingehalten werden. Formelhafte Wendungen ersetzen persönliche Äußerungen, Emotionen, vor allem negative, werden nicht kommuniziert – wohl vor allem, um die Eltern nicht zu belasten. Aber auch, so deutet es der Erzähler, aufgrund der Konditionierung durch autoritäre Erziehung und ideologische Indoktrination. So beteuert der Siebzehnjährige selbst noch im Lazarett, mit amputierten Beinen und unter Morphinum stehend, der Mutter gegenüber, er sei nicht waghalsig gewesen (10, 57).

In den Texten finden sich zwar „keine ausdrückliche Tötungsrechtfertigung“ (95), keine antisemitischen Äußerungen oder nationalsozialistischen Stereotypen, aber auch kein Mitgefühl (152). Der junge Soldat reflektiert die Umstände des Krieges und sein eigenes Handeln nicht weiter – „Es ist der *normale* Blick auf den Kriegsalltag.“ (95)

Durch Kursivsetzung werden die Festschreibungen der Familienlegende und der Schreibstil des Bruders indirekt parallelisiert mit der strukturellen Gewalt des NS-Regimes, die sich in der verwendeten Sprache spiegelt und zugleich von ihr verdeckt wird. Beredtes Zeugnis davon legt beispielsweise die bürokratische Mitteilung über die hinterbliebenen „Eigentums-sachen“ des Bruders ab (33f.)⁶, ebenso die gängigen Abkürzungen, von denen einige „wie ein Brandmal der deutschen Sprache

⁶ „In den Akten, Berichten, Büchern der Zeit finden sich immer neue Abkürzungen, unverständliche, rätselhafte Buchstaben, meist in Versalien, hinter denen sich die hierarchischen Ordnungen verbergen und zugleich offenbaren, als bürokratische Drohung.“ (34)

aufgedrückt“ sind (SS, SD, SA), Worte wie „*Umsiedlung*“, „*Untermenschen*“ und „*Endlösung*“. Sie sind „ein Beleg dafür, dass auch die Sprache, die deutsche, ihre *Unschuld* verloren hat“; die Verstümmelungen der Sprache durch die „Kommißsprache“, die den Erzähler durch die Kindheit begleitet hat („*Gefrierfleischorden, Hitlersäge, Heimatschuß*“), entsprechen der „körperlichen Versehrtheit“ der Kriegsteilnehmer und geben „gleichermaßen Verrohung und Verdrängung in der Sprache wieder“ (100f.).

Aus der Wut und der moralischen Empörung, die aus der als Kind erfahrenen „*normalen*“ Gewalt in Elternhaus und Schule erwachsen – körperliche Züchtigung und verbaler Missbrauch, legitimiert „durch die Gewalt des Staates und die Gewaltbereitschaft in der Politik“ (148f.) – und später wiederum aus der Verweigerung der Eltern, sich mit den Geschehnissen der NS-Zeit zu konfrontieren und die eigenen Werte zu hinterfragen⁷, leitet Timm seinen offenen Konflikt mit dem Vater, sein politisches Engagement in der 68er-Bewegung und seine Tätigkeit als gesellschaftskritischer Schriftsteller ab (135).

Das Familiengedächtnis erlaubt keine Öffnung für tiefer liegende Gefühle, für Mehrdeutigkeiten und Widersprüche, für die Infragestellungen des Bildes, das man sich von der eigenen

⁷ Dies gilt insbesondere für die Verherrlichung des Männlich-Heldenhaften, das hier mit Bezug auf Ernst Jünger angeprangert wird und mit dem der Vater, der sich nach dem Ersten Weltkrieg im Umfeld der Freikorps bewegte, zeitlebens sympathisierte: „ein Bewußtsein [...], dem Todesmut, Pflicht, Opfer noch absolute Werte sind, nicht nur soziale Richtlinien, sondern Werte, die im gemeinsamen Kampf gegen den Nihilismus transzendieren sollten. Daß aber dieser Mut, die Pflicht, der Gehorsam zugleich diejenigen Werte waren, die auch die Todesfabriken länger hatten arbeiten lassen, selbst wenn man es nicht wußte – aber es doch hätte wissen können –, das konnte und wollte der Vater nie einsehen. Es war eine Frage, die sich die Vätergeneration selbst stellte – als fehle ihrem Bewußtsein dafür das Instrumentarium – und auf die sie, kam sie von außen, keine Antwort fand, sondern nur Ausreden.“ (153)

Person und dem Ältesten gemacht hat, sondern man verschanzt sich hinter „Sprachformeln“ (41), die die Erfahrung des Bombenkriegs oder die fatale Entscheidung des Bruders, sich freiwillig zur Waffen-SS zu melden, nach immer gleicher Manier versprachlichen, „was das Erlebte faßbar und schließlich unterhaltend machte“ (39): „*Hamburg in Schutt und Asche. Die Stadt ein Flammenmeer.*“ (41f.) „*Ausgebombt und kurz darauf der Junge gefallen.*“ (37) „*Die SS war eine normale Kampftruppe. Die Verbrecher waren die anderen [...]. Vor allem die oben, die Führung. Der Idealismus des Jungen mißbraucht.*“ (22) Sein Tod war ein „*Schicksalsschlag*“ (91).

Auch die Zeugnisse des Bruders sind „*festgeschriebene Erinnerung*“ (50), und auch die eigene erzählte Erinnerung ist schließlich nicht gefeit gegen die „Gefahr, glättend zu erzählen. [...] Nur von heute aus gesehen sind es Kausalketten, die alles einordnen und faßlich machen.“ (38)

Mit dieser Arbeit am kommunikativen Gedächtnis⁸ ordnet sich der „Erinnerungsroman“⁹ Timms in die kontroverse Diskussion über den Umgang mit dem nationalsozialistischen Erbe ein, deren Eckpunkte markiert sind durch die Forderung nach „Lernen aus der Geschichte“ einerseits und nach einem „Schlussstrich“ unter die ritualisierten Verweise auf die eigene Täterschaft andererseits, durch den Wunsch nach Historisierung des Nationalsozialismus gegenüber der Selbstverpflichtung, die Erinnerung an das dunkelste Kapitel der deutschen Geschichte wach zu halten.

Trotz der Distanz, die er immer wieder zu schaffen bemüht ist, und trotz des hohen Grades an Selbstreflexion bleibt jedoch kein Zweifel daran, dass der Erzähler auch stark emotional

⁸ Zur Unterscheidung von kommunikativem Gedächtnis als mündliche Überlieferung über mehrere Generationen hinweg und kulturellem Gedächtnis als stärker geformter, schriftlich fixierter kollektiver Tradierung vgl. ASSMANN 1992; ASSMANN 1999.

⁹ ASSMANN 2006: 44.

beteiligt ist, bis hin zur Somatisierung innerer Spannungen: So deutet er die durch eine Hornhautablösung verursachten starken Augenschmerzen, mit denen er während seiner Recherchen zu kämpfen hat und die ihm das Lesen und Schreiben immer wieder unmöglich machen, selbst als Symptom: Sie zwingen ihn zu weinen – etwas, das seiner Generation strikt verboten war –, und es sind Tränen der Trauer über all das „Nichtwissen, das Nichtwissen-wollen“, das Wegsehen der Elterngeneration (147).

Ein in der Erinnerung bewahrter Mikrokosmos

Sind die von Timm geschilderten, belasteten familiären Bindungen exemplarisch für den Generationenkonflikt, der auf den Zivilisationsbruch folgte, als der Zweite Weltkrieg und Holocaust wahrgenommen wurden, so steht dem die Position von Schiffs Erzähler gegenüber der geschilderten Welt diametral entgegen. Die Eltern werden wie auch der älteste Bruder, der mehrmals auf Fronturlaub nach Hause kommt, als plastischere und vor allem sympathischere Charaktere gezeichnet, als es bei Timm der Fall ist; die Erzählung stellt eine größere Nähe zu ihnen her. Während sich dort die Familiengeschichte bezeichnenderweise in die vier verschiedenen Lebensgeschichten von Vater, Mutter, Schwester und Erzähler auffächert, deren Fluchtpunkt der Tod des Bruders ist, wird die Narration bei Schiff von einem stabilen, weitverzweigten Geflecht familiärer und nachbarschaftlicher Beziehungen getragen. Die Trauer um die Söhne hinterlässt Spuren bei den Eltern, dennoch führt die Verlusterfahrung anders als bei Timm nicht in die Vereinzelung. Obwohl die Brüder eine Lücke hinterlassen haben, erwächst dem jüngsten Kind daraus kein Nachteil und bleibt das Familiensystem auch in den Wirren der Nachkriegszeit intakt.

Auch in politischer Hinsicht findet sich hier eine gegenläufige Konstellation: Der Erzähler ist wie sein nächstälterer Bruder Pedi fasziniert von den im Radio zu hörenden Reden

Hitlers, vom paramilitärischen Training und den Heimatabenden der Deutschen Jugend, von Landserheften und Uniformen, von der Disziplin und der technischen Ausrüstung der in der Nähe lagernden Wehrmachtssoldaten. Er stellt sich vor, wie er mit dem vielleicht inzwischen dekorierten großen Bruder demnächst vor den Freunden Eindruck machen kann. Konterkariert wird dies durch die regimekritische Haltung der Eltern, vor allem des Vaters, der dem Jüngsten alternative Lektüren verordnet und sich weigert, ihm eine DJ-Uniform zu kaufen. Er selbst hat als junger Mann seine Erfahrung als Kriegsgefangener in der Sowjetunion zwar als leidvoll empfunden, ist aber doch zu einem differenzierteren Urteil über die russische Bevölkerung gelangt, als es die NS-Propaganda vorschreibt. Die Mutter nimmt vor allem Anstoß am Heldenkult, der ihr in den Todesanzeigen für Soldaten begegnet.

Trotz seiner eigenen Begeisterung beobachtet der kleine Robert bei den Besuchen des Bruders, wie sich dessen Wesen allmählich verändert, wie er von Mal zu Mal stärker gezeichnet scheint von seinem Einsatz an der Ostfront. Er raucht viel, berichtet von seinem schlechten Gewissen, wenn er das Leid der russischen Zivilbevölkerung sieht, nachdem die deutschen Truppen eine Ortschaft zerstört haben, und vermeidet es ansonsten, von seinen Kriegserlebnissen zu sprechen.

Der Waffen-SS scheint er aus eher pragmatischen Gründen beigetreten zu sein, als die in materieller Hinsicht bessere Alternative zur rumänischen Armee, die ihm als „Volksdeutschem“ offenstand. Während Timm aus der Tatsache, dass sich in den Texten des Bruders keine ideologischen Versatzstücke finden, nicht eindeutig auf dessen Distanz zur NS-Ideologie schließt, scheint dies bei Niki zweifelsfrei der Fall zu sein:

Es sind Briefe, die wahrscheinlich noch so manches zwischen den Zeilen verbergen, was sich aus diesem zeitlichen Abstand nicht mehr entziffern läßt. Andererseits ist eine unmißverständliche Aussage gerade in dem

enthalten, was nicht niedergeschrieben wurde. Eine Aussage, die dem Schreiber dieser Feldpostbriefe für immer zur Ehre gereichen wird. Denn läßt die konsequente Vermeidung der in dieser Zeit allgegenwärtigen Naziparolen, die von so vielen gedankenlos nachgeplappert wurden, nicht eindeutige Schlüsse zu auf eine Haltung, die unter den gegebenen Umständen mehr als beachtenswert ist? (210)

Der Bruder wird also *ex post* als menschlich integer und unberührt von der Verführungskraft der NS-Ideologie erklärt, Fragen nach eventueller Schuld und Verstrickung werden nicht gestellt. Die implizite Position des erwachsenen Erzählers nähert sich der des Bruders an: Er distanziert sich von Vokabular und Wendungen der NS-Sprache, indem er sie meist in Anführungszeichen setzt.

Timm hingegen problematisiert wiederum seine Position als Leser, indem er die eigene Projektion, die ihn dazu drängt, die Leerstellen in den Texten des Bruders in seinem Sinne zu deuten, beschreibt. So etwa, als die Lücke zwischen der vorletzten und der letzten, undatierten Tagebucheintragung, die die Sinnlosigkeit des Protokollierens der Geschehnisse vermerkt, in ihm den Wunsch entstehen lässt, „die Lücke möge für ein Nein stehen, für das *non servo*, das am Anfang der Aufkündigung von Gehorsam steht“ usw. (152)¹⁰

Auch Schiffs Erzähler versucht, die Spuren in den Nachrichten des Bruders zu lesen, er fühlt sich allerdings in seinen Deutungen sicherer: „Unschwer sind die Tage auszumachen, in denen sich mein Bruder in einer seelischen Krise oder in höchster Lebensgefahr befunden haben muß: Da ist seine sonst ziemlich ausgeglichene Handschrift kaum zu erkennen.“ (211) *Ein* Brief erweckt besonders den Eindruck, als stünde etwas zwischen den Zeilen, und nach einigen Versuchen gelingt es tatsächlich, die verschlüsselte Nachricht Nikis über seinen Aufenthaltsort zu decodieren. (106) Diese Schilderungen ver-

¹⁰ Ausführlicher zur Figur der Leerstelle bei Timm vgl. BRAUN 2007.

weisen nicht zuletzt symbolisch darauf, dass die innere Verbindung mit dem Verstorbenen greifbarer und weniger belastet ist als bei Timm.

Die Geste der Empathie setzt sich fort im Nachvollzug der unzähligen schicksalhaft abgebrochenen Lebensläufe, für die die jung gestorbenen Opfer des Zweiten Weltkrieges und der menschenunwürdigen Bedingungen in seinen Folgejahren stehen, in der Trauer um „verhinderte Leben“ (297): Aus den wenigen vorhandenen Fotografien schließt der Erzähler, dass der Bruder Pedi „getötet wurde, bevor er das kennenlernen konnte, was man Die Liebe nennt“ (139). Auch der nach Sibirien verschleppte Vetter Hansi konnte nicht mehr das Leben eines Erwachsenen führen, die Cousine, die dasselbe Lager überlebt hat und eines Tages an die Tür klopft, erscheint um Jahrzehnte gealtert. Und nicht zuletzt ist das Leben Nikis, der sich bei seinem letzten Heimaturlaub in einer Art Torschlusspanik Hals über Kopf verlobt hat und von dem bald kein Lebenszeichen mehr kommt, ein Torso geblieben.

Der Untertitel des Buches – *Chronik eines ungebauten Hauses* – verweist auf den von Familie Schiff geplanten Bau eines zweiten, größeren Hauses, dessen Beginn zunächst verschoben worden war, weil sich unerwartet der Autor ankündigte, später wegen des Kriegsausbruchs und der Einberufung des Bruders. Schiff nimmt darauf an mehreren Stellen Bezug, und so wird die Leerstelle zur Leitmetapher: der leere Platz auf dem Grundstück, da, wo das neue Haus hätte stehen sollen, das Fehlen der beiden Brüder, die nicht verwirklichten Lebenspläne der Überlebenden: „auch ich habe kein Haus gebaut. Und ich werde auch keines mehr bauen. Nur einige Bäume habe ich in meinem Leben gepflanzt, doch ernten jetzt andere davon.“ (301) Die Schicksalhaftigkeit dieser Vorgänge erscheint bildlich gefasst in der Erinnerung an den in den Krieg ziehenden Bruder: „und wir sehen ihm nach, bis seine schlanke Gestalt dort verschwindet, wo das keilförmige Grundstück des Spenglers

Lakatos unsere ansonsten schnurgerade Allee zu einer leichten Biegung nach links zwingt.“ (61)

Schiffs Erzählung besteht in einer detail- und anekdotenreichen Schilderung mit durchaus epischem Charakter, entstanden aus dem Anspruch, ein Bild der Zeit und eines untergegangenen soziokulturellen Milieus zu zeichnen, was in sprachlicher Hinsicht auch durch eingeflochtene Passagen im Temeswarer Dialekt erreicht wird. Die Welt der Kindheit, die zugleich die verlorene Heimat ist, wird nie nostalgisch verklärt, jedoch durchaus wertgeschätzt als Kulturraum, in dem – anders als es die von der NS-Propaganda aufgebauten Feindbilder glauben machen wollten – verschiedene Nationen und soziale Gruppen über lange Zeit hinweg weitgehend friedlich zusammenlebten, wie der Vater bemerkt (204f.).

Geschichte wird hier aus der Sicht der kleinen Leute erzählt, deren Lebensumstände von den politischen Großwetterlagen bestimmt werden und die sich, so gut es geht, mit den wechselnden Machthabern arrangieren und versuchen, größeren Schaden zu vermeiden, so etwa der des Russischen kundige Vater, der die sowjetischen Besatzer für sich gewinnt und sie im Glauben belässt, dass das Foto von Sohn Pedi, das im Schlafzimmer hängt, den jungen Stalin zeigt.

In einem „unerschütterlich nüchtern-berichtenden Stil“¹¹ schildert der Erzähler den allmählichen Zusammenbruch der Welt, wie er sie kannte. Seine Erlebnisse werden, ergänzt von der leisen Ironie oder auch Melancholie des erwachsenen Erzählers, im Modus des Sich-Wunderns erzählt. Der Junge kann sich keinen rechten Reim darauf machen, er vergleicht Gesehenes und Gehörtes mit dem, was er von den Eltern weiß und misst es am eigenen, sich erst allmählich differenzierenden Moralempfinden. So trifft er überraschend den jüdischen Konditoreimeister Österreicher wieder, bei dem die Mutter

¹¹ LAUER 1995: 77.

gearbeitet hat. Den Verfolgungen der Nazi-Schergen entgangen, steht dieser nun auch unter dem neuen Regime am Pranger und wird als Kapitalist verunglimpft und bespuckt. Da wird dem Halbwüchsigen, der anfangs noch ganz gerne auf dem Nachhauseweg von der Schule den Spektakeln beigewohnt hat, klar, dass hier etwas nicht stimmen kann. Die Äußerungen der Eltern sind für den erwachsenen Erzähler immer wieder Wegmarken der Erinnerung und für den Jungen moralische Orientierungshilfen; so etwa die Lebensweisheit, die in den von der Mutter zu jeder Gelegenheit passend vorgebrachten Sprichwörtern zum Ausdruck kam, oder die unwirsch geäußerten, oft pointierten und mit Kraftausdrücken gespickten Bonmots des Vaters. Die positiv verstandene Autorität, die den Eltern des Erzählers Timm abhanden gekommen ist, weil sie immer eine von außen geborgte war, ist hier noch wirksam.

Nachgetragene Erinnerung

Die Zusammenschau der beiden Texte hat gezeigt, dass sich trotz der vergleichbaren Ausgangssituation die ihnen zugrundeliegenden Erinnerungskonzepte und damit auch ihre narrativen Strategien und Zielsetzungen in einigen wesentlichen Punkten unterscheiden. Obwohl sich der Erzähler-Autor Timm der Grenzen der eigenen sprachlichen Möglichkeiten bewusst ist, treibt ihn der Wunsch an, das nachzuholen, was der Bruder nicht mehr tun konnte und die Eltern wie viele andere ihrer Generation nicht tun wollten. Fragen zu stellen, die nicht gestellt wurden, Worte zu suchen für das, was die anderen nicht ausdrücken konnten – Erzählen als Bewältigung und Widerstand: „eigene Worte finden können, Widerworte, das Fragen und Nachfragen“ (59). Seine Darstellung der Familiengeschichte im Bann der kollektiven Geschichte ist daher zwar durchaus empathisch und nuanciert, jedoch nie frei von Ambivalenz. Auf

seiner Erzählung lastet eine Bürde, seine Totengespräche sind ein stellvertretendes Ringen mit dem Erbe, das ihm die Elterngeneration hinterlassen hat – nachgetragene Erinnerung.

Dagegen eignet der Erzählung von Schiff eine vitale Kraft. Sie lässt einen vergangenen Mikrokosmos wiederaufleben und ist damit zugleich ein entlastender Rückblick auf das eigene Leben im Spiegel des vergangenen Jahrhunderts, ein Bewältigen von schmerzhaften Erlebnissen, das sich am Ende zum Einverständnis mit dem Schicksal rundet. Entsprechend diesem Grundduktus geht es hier nicht um kritische Revision, sondern um ein Nacherleben und Bewahren des Geschehenen. Aus der spezifischen historischen Situation der deutschen Bevölkerung in Rumänien heraus, die weniger in der NS-Zeit, aber umso mehr unter dem kommunistischen Regime zu Schaden kam, stehen hier die Fragen nach der Verwicklung in Kriegsverbrechen und der ideologischen Vereinnahmung nicht im Vordergrund. Der Historiker Harald Roth führt diese Tendenz zur Verweigerung von Kritik und Selbstkritik – am Beispiel der Situation der siebenbürgisch-sächsischen Memorialistik – auf deren Minderheitenstatus und die daraus resultierende um innere Einheit bemühte Grundhaltung zurück:

Das kollektive Bewusstsein ist gerade bei den heute älteren Generationen so stark ausgeprägt, dass es für die meisten – und gerade für die einst gesellschaftlich Engagierten – eigentlich ausgeschlossen scheint, Mitglieder der eigenen Gruppe in welcher Form auch immer zu belasten. Dies wäre aber sowohl bei Erinnerungen über die Zeit des Nationalsozialismus, über den Krieg wie über die Vergangenheit im Kommunismus unweigerlich der Fall. Die Integrität der ohnehin schon kleinen ‚Familie‘[...] sollte durch das Schweigen so weit wie möglich gewahrt werden. (ROTH 2005: 182)

Zielt Timms Darstellung auf eine individuelle Standortbestimmung in einer brüchigen Genealogie ab, die die Geschichte weitgehend aus der Distanz eines Außenseiters erzählt, so

beschwört Schiff eine wenn auch in dieser Form nicht mehr existierende Gemeinschaft, die durch schicksalhafte Ereignisse nach und nach aufgelöst wurde – nachgetragene Erinnerung.¹²

Bibliographie:

1. ASSMANN, Aleida (2006): *Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur* [Vortrag am Universitätscampus am 27. April 2005 anlässlich der Sir-Peter-Ustinov-Professur der Stadt Wien an der Universität Wien]. Wien.
1. ASSMANN, Aleida (1999): *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München.
2. ASSMANN, Jan (1992): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München.
3. BRAUN, Michael (2007): *Die Leerstellen der Geschichte. Uwe Timms Am Beispiel meines Bruders*. In: MARX 2007: 53-68.
4. FINLAY, Frank/CORNILS, Ingo (Hg.) (2006): „(Un-)erfüllte Wirklichkeit“. *Neue Studien zu Uwe Timms Werk*. Würzburg.
5. KEGELMANN, René (2003): „Der deutsche Frosch war der erste Diktator, den ich kannte.“ *Vergangenheitsbewältigung, Nationalsozialismus und Totalitarismus im Werk Herta Müllers*. In: MARKEL/MOTZAN: 299-310.
6. KONRADT, Edith (2003): „...auch vor dem, was war, fürchte man sich.“ *Die Auseinandersetzung mit dem „Dritten*

¹² Roth weist darauf hin, dass trotz wiederholter Ermunterungen wenige rumäniendeutsche Personen des öffentlichen Lebens bereit gewesen seien, Memoiren aus Vorkriegszeit, Krieg, Flucht und Aufbauphase im Westen zu verfassen und sieht den Grund dafür u.a. in den „[hier: siebenbürgisch-sächsischen] mentalen Strukturen“ (ROTH 2005: 182).

- Reich“ in drei ausgewählten Romanen von Dieter Schlesak, Hans Bergel und Eginald Schlattner. In: MARKEL/MOTZAN: 269-298.*
7. LAUER, Heinrich (1995): Rezension zu Robert Schiff, *Feldpost. Chronik eines ungebauten Hauses*. In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 44. Jg., Heft 1: 77-78.
 8. MARKEL, Michael/MOTZAN, Peter (Hg.) (2003): *Deutsche Literatur in Rumänien und das „Dritte Reich“. Verein-nahmung – Verstrickung – Ausgrenzung*. München.
 9. MARX, Friedhelm (Hg.) (2007): *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Hg. unter Mitarbeit von Stephanie Catani und Julia Schöll. Göttingen.
 10. MARX, Friedhelm (2007a): „Erinnerung, sprich.“ Autobiographie und Erinnerung in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*. In: MARX 2007: 27-36.
 11. ROTH, Harald (2005): *Memoirenkultur bei den Siebenbürger Sachsen im 19. und 20. Jahrhundert. Ein Überblick*. In: ZACH/ZACH: 175-183.
 12. SCHIFF, Robert (1994): *Feldpost. Chronik eines ungebauten Hauses*. München.
 13. STUPP, Johann Adam (2004): *Von Temeswar nach München. Robert Schiff – bildender Künstler und Autor – 70 Jahre*. In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 53. Jg., Heft 1: 15-17.
 14. TIMM, Uwe (2003): *Am Beispiel meines Bruders*. Köln.
 15. VEDDER, Ulrike (2008): *Erblasten und Totengespräche. Zum Nachleben der Toten in Texten von Marlene Streeruwitz, Arno Geiger und Sibylle Lewitscharoff*. In: Arne De Winde/Anke Gilleir (Hg.): *Literatur im Krebsgang. Totenbeschwörung und memoria in der deutschsprachigen Literatur nach 1989*. Amsterdam, New York: 227-241.
 16. WILLIAMS, Rhys (2006): ‚Eine ganz normale Kindheit‘: Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders* (2003). In: FINLAY/CORNILS: 173-184.

17. WITTSTOCK, Joachim (2009): *Einen Halt suchen*. Essays. Sibiu.
18. ZACH, Krista/ZACH, Cornelius R. (Hg.) (2005): *Deutsche und Rumänen in der Erinnerungsliteratur. Memorialistik als Geschichtsquelle*. München.